

nehmen z. B. Besuchsdienst, Altenhilfe, Patenschaften in besonderen Fällen.

Insgesamt geht es in der Ehe- und Familienpastoral darum, die Dynamik, die der ehelichen und familiären Liebe als einem wirksamen Zeichen der Liebe Christi zu und in seiner Kirche eigen ist, freizusetzen. Diese Kraft ist für die Erneuerung der Gemeinden ein unentbehrliches Potential, das mehr als bisher beachtet werden sollte. Gemeinden, die Ehe und Familie zu einer Perspektive ihrer Pastoral machen, gewinnen aller Erfahrung nach eine Chance, über die Kerngemeinde hinaus das gesamte Lebensfeld durch den Dienst der Kirche wieder zu erreichen.

Bernhard Fraling

Eheberatung als pastoraler Dienst

Sein Ausgangspunkt bei der menschlich erfahrbaren und vom Glauben gedeuteten Wirklichkeit der Hoffnung

Nicht nur Eheberater, sondern auch Pfarrer und Kapläne, Diakone und Pastoralassistenten, erfahrene Eheleute und Alleinstehende sind „gefragt“, wenn ein Ehepaar mit seinen Konflikten allein nicht mehr zu Rande kommt, wenn es Rat braucht und um Rat fragt. Auf diese erweiterte Zielsetzung hin wurde der vorliegende Beitrag — der auf ein Referat vor Mitarbeitern katholischer Eheberatungsstellen zurückgeht — abgefaßt. Fraling versucht zu zeigen, daß jede (selbstverständlich unaufdringliche) Beratung und jeder gute Rat bei Erfahrungen ansetzen soll, aus denen sich wenigstens eine „humane“ Hoffnung entfalten läßt. Diese natürliche Hoffnung setzt er mit einer ausdrücklich christlichen Wertordnung sowie mit der Hoffnung als einem inneren Element jeder christlichen Grundhaltung in Beziehung. Zuletzt geht er auf einige Fragen ein, die sich wohl vielen Beratern und Gläubigen angesichts der Unvollkommenheit der Kirche stellen. Fraling verweist dabei auf die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Gruppe und Gemeinde wie auch auf die Notwendigkeit einer kritischen Identifikation mit der Kirche.

red

I. Hoffnung im Vorfeld des Glaubens

Wenn hier von der Hoffnung im Vorfeld des Glaubens gesprochen wird, so geschieht dieses *aus theologischer Perspektive*. Es ist dabei aber wichtig, Hoffnung zunächst als eine humane Realität zu erfassen. Auf diese Weise kann der Berater seine Tätigkeit von sich aus im Zusammenhang seines Glaubens sehen, mag dieser Glaube sich auch angefochten, brüchig und manchmal vorläufig vorkommen, und er kann versuchen, die Erfahrungen der

Beratung selber in den Vollzug des eigenen Glaubens einzubringen, auch wenn in der Beratung kein Wort von Religion, Kirche oder Gott vorkommt. Es kann sogar sein, daß es aufgrund nicht leicht zu überspringender Vorurteile für den Prozeß der Beratung und für den Heilvorgang, den man letztlich anzielt, störend ist, wenn vor schnell ausdrücklich vom Glauben geredet wird. Wenn es aber nun möglich ist, bestimmte Hoffnungsstrukturen menschlicher Existenz in der Beratung sichtbar zu machen, die auch einer theologischen Deutung gegenüber offen sind, dann besteht die Möglichkeit, diesen Gesamtvorgang vom Berater her in den Vollzug des eigenen Glaubens einzubringen, ohne daß er krampfhaft ständig darum bemüht sein muß, diesen Glauben auch ausdrücklich zur Sprache zu bringen.

1. Inhalt und Vollzugsstrukturen der Hoffnung

Für Paulus sind die Heiden, die Nichtchristen, dadurch charakterisiert, daß sie „keine Hoffnung haben“ (1 Thess 4,12). Für *diese* Hoffnung gibt es demnach keinen Platz im Vorfeld des Glaubens. Die hier gemeinte Hoffnung hängt mit dem Glauben an die Auferstehung Jesu zusammen. Nun kann man nach Überzeugung der Theologie zwischen dem *Inhalt der Hoffnung* (die spes quae) und dem *Vollzug der Hoffnung* (spes qua) als zwei voneinander abhebbaren Aspekten der einen Realität von Glaube und Hoffnung unterscheiden. Von der Hoffnung im Vorfeld des Glaubens kann man nur in bezug auf bestimmte *Strukturen* des Hoffnungsvollzuges sprechen, da hier bestimmte Elemente von formulierten Hoffnungsinhalten abhebbar sind. In unserem Zusammenhang geht es also nicht um die Aufzählung und Behandlung von Heilslehren, sondern um Grundvollzüge des menschlichen Daseins, die Elemente des Vollzuges der Hoffnung sind.

2. Elemente humaner Hoffnung

a) die Überzeugung, daß es sinnvoll ist, gut zu handeln

Zur Hoffnung, die ganz allgemein eine positive Zukunftserwartung meint, gehört zunächst einmal ein Glaube daran, daß es *sinnvoll ist, gut zu handeln*, etwas Gutes zu tun. Dies ist im Sinne möglicher Alternativen gemeint, im Blick auf künftiges eigenes Verhalten. Es geht jeweils um eine bessere gegenüber anderen, schlechteren Möglichkeiten meines Menschseins. Es gibt für jeden verschiedene Möglichkeiten der Haltung und des Verhaltens, aber nur bestimmte Verhaltensweisen können beanspruchen, wirklich sinnvoll zu sein. Das Gegenteil davon nennt Thomas von Aquin die *acedia* (Trägheit) — jene Untugend, die so etwas wie eine Lähmungserscheinung auf dem Gebiet des Ethischen überhaupt ist. Die Hoffnung bestünde hier darin, einzusehen, daß es Sinn hat, nicht nur „etwas

Gutes“ zu tun, sondern seine Sache gut zu machen. Sie ist Bedingung für das Gelingen von Beziehungen, die zerbrechen müssen, wenn jegliches Element solcher Hoffnung im Sinn der Überzeugung des Gut-machen-könnens fehlt; das betrifft insbesondere das Verhalten der Partner zueinander und das ganze Feld des familiären Lebens, das beständig solcher Art der Sinngebung bedarf.

b) das Zutrauen dazu, dieses auch zu können

In der naturalen Hoffnung bin ich überzeugt, daß es mir überhaupt *möglich* ist, nun auch das *Gute zu tun*. Es genügt nicht, nur Alternativen zu sehen, von denen jemand sagt, das wäre schön, wenn, ... ohne daß dieser Haltung jenes Zutrauen entspricht, daß die jeweils vorgestellte Alternative im positiven Sinn auch für den einzelnen zu verwirklichen ist. Natürlich hat das etwas zu tun mit der Beziehung des Menschen zu sich selbst. Dieses Zutrauen zu etwas, zu einem Können, ist zugleich das Zutrauen zu der eigenen Fähigkeit und der eigenen Möglichkeit, dieses oder jenes richtig zu gestalten. Zu realer Hoffnung gehört also ein ganz bestimmt geartetes „Ich kann“.

c) der Glaube an positive Entwicklungsmöglichkeiten

Zur positiven Zukunftserwartung gehört die Überzeugung, daß mir *positive Entwicklungsmöglichkeiten* gegeben sind. Sie setzt darin eine Erfahrung von eigener Tauglichkeit und Tüchtigkeit in der Vergangenheit voraus. Hier ist nicht nur das Zutrauen zum nächsten positiven Schritt gemeint, sondern eine einen größeren Zeitraum überbrückende Überzeugung davon, daß ich im Blick auf das ganze Leben meinem Dasein eine positive Richtung geben kann. Es mag immer ein Stück Utopie in solcher Hoffnung mitschwingen. Jedermann weiß aber, daß solche Utopie positive Stimulanz sein kann für menschliche Lebensverwirklichung, gerade für schöpferische Gestaltung und Entwicklung der eigenen Lebensformen. Die Hoffnung auf den kleinen Schritt, den ich heute und morgen tun muß, braucht wohl diesen umfangreicheren Horizont, der eben in der Überzeugung besteht, daß es sich auch in größeren Zusammenhängen lohnt, um das Gute bemüht zu sein. „Es sitzt noch was drin“, würde der so Hoffende sagen.

d) die Erwartung, von den anderen mitgetragen zu werden

Auch diese naturale, d. h. aller religiösen Deutung vorgegebene Weise zu hoffen, *wächst nicht aus sich selbst*. Zu ihr gehört eine Art *Urvertrauen*, eine Erwartung, daß andere mich in meinem Bemühen akzeptieren; im Blick auf die Situation der Ehe heißt das, daß der andere mich in meinen Versuchen, so kümmerlich sie sein mögen, auch annimmt. Nicht nur das Kleinkind ist nicht autark, auch der erwachsene Mensch lebt bezogen auf andere, und er

lebt von solchen Beziehungen her. Ohne diese Erwartung auf geschenkte und gewährte Anerkennung von anderen könnten auch die vorher genannten Bedingungen kaum erfüllt werden. Es käme eben nicht zu einem Zutrauen, das es erst ermöglicht, dieses oder jenes in sinnvoller Weise zu tun.

e) der Glaube an den Sinn des Lebens im Ganzen

Zur Hoffnung gehört somit eine wie immer geartete *Antwort auf die Sinnfrage*. Sie muß nicht ausdrücklich gegeben sein. Ausdrückliche Antworten auf die Frage nach dem Sinn des Lebens sind sogar leicht dem Verdacht ausgesetzt, sie seien bloße Ideologie. Die Annahme einzelner Verpflichtungen, das Anpacken konkreter Aufgaben implizieren in der Regel eine Stellungnahme zum Sinn des Lebens im Ganzen, so etwas wie eine „option fundamental“, eine Grundentscheidung, die sich indirekt in allen Einzelentscheidungen und Handlungen mit realisiert. Solche Sinnannahme und Sinnggebung im Blick auf das Ganze des Lebens ist implizit möglich, ohne daß sie in einem bewußten Glaubensakt vollzogen wird; auch sie gehört zum Vorfeld des Glaubens. Das Ja-sagen zum Leben ist nicht gebunden an einen Jenseitsglauben, so sehr der gläubige Christ für sich keine Sinnggebung seines Lebens zu vollziehen vermag, als eben die im Glauben.

3. Die natürlichen Möglichkeitenbedingungen solcher Hoffnung

Die Normalvoraussetzung für den Vollzug solcher natürlicher Hoffnung ist das Herkommen aus einer Vergangenheit, die solche Sinnermöglichkeit auf die Zukunft hin geschenkt hat. Zukunftsverhalten ist ohne Kontakt und Integration der Vergangenheit schlechterdings unvorstellbar. Wir sind immer schon in einer Geschichte gewachsen, aus der wir die Deutungs- und Verstehensmöglichkeiten für unsere eigenen Erfahrungen mitbringen.

a) Zutrauen zum Leben — ein Urvertrauen

Diese Deutungsmöglichkeiten gründen zunächst in einem umgreifenden Zutrauen zum Leben. Urvertrauen muß geschenkt werden, es kann nicht aus der Kraft des Individuums allein erwachsen.

b) ethisches Wertbewußtsein

Dieses grundsätzliche Ja zur Wirklichkeit ist die Bedingung dafür, daß ich dieses und jenes einzelne als Wert anzusehen imstande bin. *Wertintuition* als Anfang jeder ethisch bedeutsamen Handlung wird zunächst im Mitvollzug entwickelt. Es ist nicht gleichgültig, wie beispielsweise eine Mutter mit Blumen umgeht oder wie man in einem Hause Tiere behandelt, wie man Sachen unterbringt; alles das überträgt sich weithin auf die Möglichkeit, die das Kind hat, die Dinge der eigenen Umwelt positiv anzunehmen und sie mit positiven Werterfahrungen zu besetzen. Wertung wird also vorwiegend durch den Mitvollzug vermittelt.

c) Sinnerfahrungen im Blick auf die eigene Existenz

Nur auf der Basis dieses Wertenkönnens sind auch Normen akzeptierbar und sinnvoll einsehbar. Denn solche Wertung bringt die Mitte des Menschen, seine Emotionalität mit in Bewegung. Und nur wenn das geschieht, wenn Gewissensbildung emotionelle Komponenten einbezieht und der Mensch die Fähigkeit gewinnt, Freude an Dingen und Menschen zu haben, werden auch Normen im Bereiche des Ethischen von ihrem inneren Gehalt her einsehbar und erfüllbar.

d) Gemeinschaftserfahrungen in personaler Dimension und gesellschaftlicher Kommunikation

Erikson hat insbesondere darauf aufmerksam gemacht, daß die Aufgabe der Wertvermittlung in der Familie von deren *Sicherheit in der Gesellschaft* abhängt. Urvertrauen und Wertenkönnen hängt ab von der Gesundheit der Ursprungsfamilie, die ihrerseits aber eingebunden ist in bestimmte gesellschaftliche Strukturen. Der makrosoziologische Zusammenhang bestimmt die mikrosoziologischen Vorgänge innerhalb dieser kleinen Gruppe entscheidend mit — sosehr die Familie als Gegenpol, als Hort der Intimität und Vertrautheit gegenüber der Anonymität der Großgesellschaft aufgebaut ist.

4. Hoffnung und Wertesystem

Verbale Anerkennung bestimmter Wertsysteme, z. B. auch in einer religiösen Praxis, garantieren durchaus noch nicht die angesprochene Dimension des Urvertrauens und der Hoffnung vom Grunde und von der Mitte her. Auch der Vollzug des Glaubensbekenntnisses, etwa die Einhaltung religiöser Riten, ist in sich noch kein eindeutiger Beweis dafür, daß das Innerste des Menschen von solchem Vollzug erfaßt und mitbestimmt ist. Wenn ich aber zum Positiven hin diese Eindeutigkeit nicht konstatieren kann, so kann ich auch umgekehrt aus dem Fehlen solcher Formen nicht mit absoluter Sicherheit auf das Fehlen einer inneren Haltung schließen, die eine Heilsmöglichkeit für den Menschen eröffnen könnte.

Zudem hat das II. Vatikanische Konzil mit aller Deutlichkeit gelehrt, daß denen, die nicht der sichtbaren Kirche angehören, Heilsmöglichkeiten zukommen. Mit anderen Worten: jemand, der in einer anderen, nicht durch das Evangelium bestimmten Wertordnung lebt, hat die Möglichkeit, in seinem Leben eine positive Grundentscheidung zu fällen. In der Regel wird die Möglichkeit solcher positiver Grundentscheidung darin gesehen, daß der Mensch sich in seiner Treue zum Unbedingten, zu bestimmten Anforderungen seines Gewissens, positiv verhält.

Dieser Sachverhalt ist nun theologisch interpretierbar. Ist jemand im Sinne des oben Ausgeführten überzeugt, es sei besser, gut als schlecht zu handeln, so glaubt er

einschlußweise in diesem Vollzug daran, daß es Gott gibt, der ein Vergelter des Guten und Bösen ist, wie der Hebräerbrief sagt (Hebr 11,6). Gerade in der Mitte seines ethischen Vollzuges, seiner Treue zum Gewissen, vollzieht er implizit dies mit, auch wenn er das in seinem Bewußtsein nicht so ausdrücken könnte. In der Unbedingtheit einer ethischen Forderung begegnet er der Unbedingtheit des fordernden Gottes. Es ist wichtig, bei der Beschreibung des Urvertrauens auf diese ethische Dimension hinzuweisen.

5. Heilsbedeutsamkeit non-verbaler Kommunikation

In den vorhin genannten Momenten der Vollzugsstruktur der Hoffnung sind auch einige Kriterien für das Ziel einer Therapie wie auch für eine weiterführende Sinngebung enthalten. Wer den Menschen liebt, so würde der Glaube sagen, muß ihn zu lieben versuchen, wie Gott ihn liebt. Das ist der Grund dafür, daß ich versuchen kann, unbefangen von diesen natürlichen, natural vorhandenen Voraussetzungen auszugehen, ohne etwa vorschnell mit einer Botschaft oder einer für den Klienten noch fremden Vorstellung in den Gesprächsverlauf einzugreifen. Ein gesundes Vertrauen auf die non-verbal vermittelte Kommunikation im Zusammenhang eines Therapie-Gesprächs kann Grund dafür sein, nicht Glaubensmotivationen vorzubringen, die dem Klienten in dieser Situation nicht angemessen sind. Mit diesen würde man eben gerade das nicht ernst nehmen, daß er in aller Redlichkeit auch vor seinem eigenen Gewissen steht und darin vor dem lebendigen Gott.

6. Beratung im Vorfeld der Pastoral

Aus dem Gesagten folgt: Aus theologischer Sicht ist in der naturalen Hoffnung, im Urvertrauen, immer mehr gegeben als *nur* natürliche Hoffnung. Wo immer jemand sein Menschsein in der oben beschriebenen Weise sinngebenden Vertrauens annimmt, vollzieht er nach, was grundlegend in der Menschwerdung ermöglicht wurde. Wer wie die Weisen des Morgenlandes dem Stern seines Gewissens folgt, ist unterwegs zur Krippe. Und wo jemand in einem Prozeß der Selbstreflexion die Einsicht gewinnt, daß er neu anfangen muß, und daß er neu anfangen kann, dort ist eigentlich nicht nur etwas im bloßen Vorfeld der Seelsorge geschehen, gewissermaßen etwas Unwichtiges, noch nicht das Eigentliche; vielmehr sind in der Tat die ersten Schritte auf das Heil hin getan. Glaubend dürfen wir annehmen, daß sie nicht getan wurden ohne die Wirkung jenes Geistes, in dem auch wir „Abba, lieber Vater“ sagen können. Es ist schon der Anfang des Heiles unter dem Ductus der Gnade Gottes in Gang gekommen.

Das Ergebnis der bisherigen Überlegungen würde also lauten, daß es im Grunde genommen keinen Gegensatz zwischen einer wirklich echt human-therapeutischen und einer pastoralen Bemühung gibt. Man kann sagen, daß, wo ein Gläubiger sich in seiner Beratungstätigkeit um solche Ausrichtung bemüht, schon anfänglich Seelsorge getrieben wird.

Von der Therapie gilt etwas Ähnliches wie von der religiösen Erziehung in der Familie: Das erstvermittelt Fundamentale, auch als Bestandteil des übernatürlichen Glaubens, in der Familie ist das Urvertrauen, das allererste Schritte ermöglicht, die dann zu einer weiteren Interpretation führen, in der auch Inhalte des Glaubens eine entscheidende Rolle zu spielen beginnen¹.

7. Die anthropologisch positive Bedeutung der sittlichen Wertordnung

Aus dem Bisherigen könnte der Eindruck entstanden sein, als ob eine bewußt übernommene Wertordnung, die die Interpretation der Grunderfahrungen des menschlichen Daseins ins Bewußtsein erhebt, unwichtig oder nebensächlich sei, weil ja alles auf jene innere Mitte des Ja (zu Gott) ankomme, in der der Mensch seinem Gewissen gegenüber treu handelt.

Daher bedürfen die Überlegungen noch einer wichtigen Ergänzung. Ich gehe davon aus, daß es eine rein naturale Wirklichkeit ohne eine bestimmte Interpretation des Menschseins im menschlichen Leben nicht gibt. Der Mensch lebt immer schon, weil und insofern er Mensch ist, mit einem bestimmten Vorstellungsbild von sich selbst, das in aller Regel gesellschaftlich vermittelt ist. Das Bild, das er von sich hat, prägt zutiefst sein Verhalten. In einem Kommunikationsprozeß von Kulturen, in dem wir heute weltweit stehen, stoßen Verschiedenheiten der Vorstellungen von Menschen aufeinander. Es gibt Konvergenzbewegungen, wie wir sie beispielsweise in der Grundwertediskussion erleben und wie sie seit der französischen Revolution in der immer wieder erneuerten Proklamation der Menschenrechte ihren Ausdruck fanden. Diese Proklamation ist auch heute nicht so gedacht, daß sie nur für Menschen einer ganz be-

¹ Diesen Zusammenhang hat *Urs von Balthasar* im zweiten Band der großen heilsgeschichtlichen Dogmatik „Mysterium Salutis“ als Grundlegung menschlicher Gotteserfahrung aufgewiesen. Eigentlich sagt doch das Evangelium nichts anderes als eben dies, daß das, was der Mensch von seinen Eltern her erfährt, übertragbar ist auf seine Grundbeziehung zu Gott. Das Evangelium wirkt sich selber in dem, was Menschen da tun, schon voraus; der Geist ist schon wirksam auf dem Weg zum ausdrücklichen Verständnis der Heilsbotschaft Gottes. Wir sollten die Ausdrücklichkeit dieser Vermittlung nicht früher ansetzen, als sie bei der Therapie dem Weg eines Patienten entspricht, so wenig man doch auch in der Erziehung die Ausdrücklichkeit des Glaubens etwa bei einem Eineinhalbjährigen bereits ansetzen würde. Jedermann weiß, daß mit eineinhalb Jahren bereits entscheidende Elemente des Urvertrauens vermittelt sein müßten, damit eine spätere Glaubensmöglichkeit im ganzmenschlichen Sinn gegeben ist.

stimmten Kultur Rechte und Pflichten zu formulieren versuchte, sondern für den Menschen, insofern er Mensch ist. Es ergibt sich hier quer durch alle Kulturen und spezifizierten Wertordnungen eine Entwicklung gemeinsamer „Glaubens“-überzeugungen von dem, was ein Mensch sein soll.

Wer Verantwortung für den Menschen übernimmt, kann nicht nur für jene innerste Grundentscheidung des Für und Wider im Gegenüber zu Gott isoliert Verantwortung übernehmen. Es kommt darauf an, dem Menschen jene Freiheit des Handelns auch gesellschaftlich und im Mitmenschlichen zu sichern, die ihn zu seiner vollen Selbstverwirklichung kommen läßt. Damit ist bereits ein wichtiges Element heutiger Anthropologie genannt, die ohne den Emanzipationsgedanken nicht vorstellbar wäre. Im Blick auf alle entscheidenden Grundwerte muß es Prozesse der Verständigung geben, die dazu dienen, dem Menschen sein wirkliches ursprüngliches Recht zukommen zu lassen.

Es ist darum auf keinen Fall überflüssig, um die Verbreitung der Wertvorstellungen des Evangeliums bemüht zu sein. Nur hat der Einsatz der ausdrücklichen Vermittlung des Evangeliums im Zusammenhang mit der Begleitung eines einzelnen Menschen in der Beratung seine Eigengesetzlichkeit in der Entwicklungsgeschichte eben dieses Menschen. Hier kann es fraglos auch Chancen geben, die es erlauben, den Glauben zu bezeugen. Unverzichtbar dürfte ein Eintreten für bestimmte Wertmaßstäbe dann sein, wenn Grundrechte Dritter durch das Verhalten eines Klienten in Gefahr geraten würden.

Die Hoffnung des gläubigen Menschen ist Antwort auf eine an ihn ergangene Verheißung Gottes, die in Christi Auferstehung endgültig bestätigt wurde; sie ist somit strukturell von dem „Schon“ und dem „Noch nicht“ des neutestamentlichen Heilsverständnisses bestimmt.

Hoffnung ist darum nicht irgendeine ausgrenzbare Tugend unter anderen, sie ist vielmehr inneres Element eines jeden christlichen Grundvollzuges. In ihr ist die Ausrichtung auf das Ziel gegeben, das vor uns liegt. Diese Hoffnung ist in Verkündigung und Sakrament der Kirche verborgen anwesend, wirkt seit Auferstehung und Geistsendung mit einer geheimen Kraft in denen, die auf dem Weg zum Heil sind, indem sie diesen Weg allererst ermöglicht.

Ausgangspunkt der Hoffnung im Verständnis des neutestamentlichen Glaubens sind die negativen Existenzbedingungen des Menschen: — die Grenzen jeder Glücks-

II. Hoffnung im Horizont des Glaubens

1. Was ist Hoffnung?

2. Grundlegung christlicher Hoffnung in der neutestamentlichen Verkündigung

erfahrung — persönliches, nicht verschuldetes Leid — die durch Schuld heraufbeschworene Situation.

In allem positiven Erlebnis bleibt eine innere Grenze, die bewirkt, daß wir nirgendwo endgültig zu Hause sein können. Häufig verbindet sich mit Leid die Erfahrung einer totalen Absurdität und Sinnlosigkeit für menschliche, unmittelbare Sinnggebung. Allein im Kreuz Jesu zeigt sich ein Ausgangspunkt für mögliche Hoffnung aus dem Glauben: Einer steht immer schon hinter allen Menschen, die sinnlos leiden, und diesen bekennen wir als den Erstgeborenen aus den Toten. Im Glauben zeigt sich, daß auch die durch Schuld heraufbeschworene Verlorenheit nicht uneinholbar ist für die Gnade, die uns in Christus begegnet.

3. Hoffnung als Integration realer Zukunftserwartungen

Christlich-gläubige Hoffnung lebt positiv von der Integration der realen Zukunftserwartungen, die in jedem Menschen lebendig sind, z. B. der Angst, der Sorge, der Wünsche und Planungen.

Man darf christliche Hoffnung nicht als so etwas wie eine Glasglocke ansehen, die man über das Leben stülpt, die aber keine innerliche Beziehung zu ihm hat, sondern man soll die wirklichen realen Lebenserwartungen, die jemand hat, in den gläubigen Vollzug christlicher Hoffnung integrieren. Ich nehme hier als Beispiel nur die *Angst*. Jeder kennt sie, auch wenn sie ganz verschiedene Gestalt bei den einzelnen hat. Für jeden bringt die Zukunft Unbekanntes, vielleicht nicht zu Bewältigendes. Es gibt keine Garantie für den Erfolg, für das Gelingen unserer Pläne. Die Hoffnung wäre nun die Weise, wie wir diese Angst verarbeiten.

4. Die zwei Zeit- perspektiven der Hoffnung

Unsere Hoffnung hat zwei voneinander abhebbare Zeitperspektiven: einmal ist sie das Aus-sein auf unser letztgültiges Ziel, das sich etwa in den Bitten des Vaterunsers ausdrückt und sich in unserer Zuwendung zu den uns gestellten Aufgaben bewährt; zum anderen ist sie Zutrauen zu den einzelnen Schritten unseres Weges. Ich kann aber auf dieses Ende nur sinnvoll zugehen, indem ich jetzt und hier mit aller mir zu Gebote stehenden Aufmerksamkeit die richtigen Schritte tue, indem ich meine Lebensgeschichte in allen Phasen annehme.

5. Die Ermöglichung der Hoffnung in ekkle- sialer Dimension

Verzweiflung, Herausfallen aus der Hoffnung, hat fast immer mit Vereinsamung, Alleingelassen-sein, zu tun. Das braucht nicht melodramatisch vergegenwärtigt zu werden, wie das in erstaunlich vielen Schlagern der Fall ist. Einsamkeit und Angst sind Realitäten, denen man in vielen Beratungen begegnen kann.

Wir leben nicht aus uns selbst, wir hoffen nicht aus uns

selbst; von daher ist einer der wichtigsten Ermöglichungsgründe der Hoffnung menschliche Gemeinschaft. Das gilt ganz allgemein, das gilt von jeder naturalen Hoffnung, das gilt insbesondere selbstverständlich von jener Hoffnung, die Antwort auf eine Glaubensbotschaft ist. Diese muß vermittelt werden. Niemand glaubt, wenn nicht gepredigt wird, wenn der Glaube nicht verkündet wird, wenn er nicht das Zeugnis dieses Glaubens und die Auswirkung dieses Glaubens im Umkreis seines Lebens tatsächlich erfährt. Gerade dieses letzte Element ist heute von einer unverzichtbaren Bedeutung. Es muß die Möglichkeit geben, die Hoffnung des Glaubens in bestimmten Bereichen zu erfahren. Hier müßte man m. E. verschiedene Dimensionen der Erfahrung von Kirche voneinander abheben.

III. Erfahrung der Kirche als ganzer

1. Die Hoffnung vermittelnde Gemeinschaft der Gläubigen und ihre Dimensionen

a) Kirche als große Gemeinde

Einmal geht es um die Erfahrung der Kirche als ganzer, der *Kirche als großer Gemeinde*, in die ich einfach hineingenommen und von der ich mitgenommen werde. Als Gläubiger kann man sich dem Eindruck eines von Menschen verschiedener Nationen und Rassen gemeinsam gesprochenen Credo kaum entziehen. Diese große Gemeinschaft kann dem einzelnen das Bewußtsein geben: du gehörst nicht nur einer unbedeutenden Minderheit an, sondern du stehst in einem völkerübergreifenden Zusammenhang. Das verbindende Element ist eben dieser Glaube, der auf diese Weise zur Stütze der eigenen Hoffnung wird. Ohne diese Dimension würde sich eine Kleingruppe kaum als Hort lebendiger Hoffnung empfinden können; sondern sie würde kleinlaut werden, bedrückt von einer anders denkenden Umgebung und käme in die Gefahr eines falschen Gettobewußtseins.

b) Ortsgemeinde und kleine Gruppe

Die zweite Dimension der *Gemeinsamkeitserfahrung* wird in der konkreten Gemeinde, insbesondere in *einer kleinen Gruppe* vermittelt. Hier kann man die persönlichen Äußerungen der einzelnen wahrnehmen. Man nimmt am Schicksal der anderen teil, der eine trägt den Glauben der anderen mit. Vermutlich benötigt der Berater selbst in seiner Situation eine solche Ergänzung seiner persönlichen Erfahrungswelt. Er hat es oft mit Menschen in ausweglosen Situationen zu tun, und es ist wichtig, daß er sich dieser Realität ehrlich stellt. Ist er hier ohne Rückkoppelung dauernd nur solchen Situationen ausgeliefert, könnte es sein, daß er nicht mehr Zuversicht und Vertrauen vermitteln kann, weil sie in ihm selbst bedroht sind. Irgendwo sind sie immer bedroht; aber wenn einer diese Rückenstärkung in einer Gruppe Gleichgesinnter sucht, öffnet er eine Quelle, aus der er vielleicht

c) Personale Glaubens-
kommunikation

leben kann. Unser Glaube und unsere Hoffnung sind ja nicht nur am Anfang einmal durch andere ermöglicht worden, sondern wir können auch nur als Mitgläubende gläubig bleiben.

Die dritte Dimension der *Glaubenskommunikation* ist *individuell, personal*. In ihrer intensivsten Verwirklichung in der Ehe ist sie sogar sakramental, d. h. aus sich, aus dem eigenen Wesen solcher wechselseitigen Selbstmitteilung heilsvermittelnd. Sie ist aber darüber hinaus breit gefächert. So kann sie sich immer wieder auch in der Praxis der Beratung auswirken, durchaus im Sinn eines wechselseitigen Austausches.

Der Zuspruch des Glaubens wird dabei im allgemeinen mehr non-verbal geschehen. Gleichwohl kann es natürlich sein, daß auch das persönliche Zeugnis des Beraters erfragt wird, ausdrücklich oder indirekt. Aus der Sicht des Neuen Testaments läßt sich sagen: Annahme des anderen ist immer Nachvollzug dessen, was Jesus Christus getan hat. Wer sich voll auf seinen Glauben einläßt, wird lernen, die Menschen auf ihre wichtigsten Möglichkeiten hin zu lieben und so zu hören, daß man sie auch wahrnimmt. Dann wird es von selbst und am ehesten Ermunterung, auch in der Richtung auf den ausdrücklichen Glauben hin, geben können, der fraglos Ziel innerhalb der Pastoral bleiben muß.

2. Das Institutionelle
an und in der Kirche
— zugleich Ärgernis
und Bedingung für
Eheberatung aus Glau-
bensüberzeugung

Wir sollten nüchtern von der Tatsache ausgehen, daß Eheberater in kirchlichen Beratungsstellen in einen kirchlichen Dienst eingebunden sind; unvermeidlich vertritt man dabei auch die Institution Kirche. Mit ihr möchte es aber gar nicht jeder in gleicher Intensität zu tun haben. Die Einrichtungen und Institutionen der Kirche haben für viele wenig Anziehendes. Die Kirche pflegt oft zu wenig „klientenzentriert“ zu argumentieren. Ihre Normen erwecken nicht immer den Eindruck, daß sie wirklich befreien und zur Erfüllung des menschlichen Lebens beitragen².

Wie kann man sich dann aber überhaupt mit der Kirche identifizieren? Zunächst einmal: das Zuletztgesagte hebt die früheren Überlegungen nicht auf. Wir können nicht anders als in Gemeinschaft glauben. Große Gemeinschaften aber sind notwendig hochgradig institutionalisiert.

² Die Umfrage zur Vorbereitung der Synode der Bistümer Deutschlands hat ergeben, daß nicht einmal mehr 20% der Gläubigen die Kirche für kompetent halten, auf dem Gebiet der Sexualmoral Weisungen zu geben. Wenn die letzte Veröffentlichung der Glaubenskongregation zu Fragen der Sexualethik z. B. die Masturbation als schwer sündhaft verurteilt und mittelalterliche Texte aus ganz anderen geistesgeschichtlichen Zusammenhängen als Beleg für eine ungebrochene Lehrtradition in dieser Frage der Kirche anführt, dann dürfte für viele eine Identifikation mit solcher Weise des Lehrens und Verurteilens schlechterdings nicht möglich sein.

Kritische Identifikation gefordert

Entscheidend ist m. E. bei der Frage der Identifikation mit der Kirche die theologisch verantwortbare und zu postulierende *Zielausrichtung dieser Identifikation*: nämlich mit jener Aufgabe in der Gemeinschaft der Gläubigen identisch zu werden, die uns durch den Geist Jesu Christi vermittelt ist (vgl. 1 Kor 12). Kirche als Institution hat immer nur Dienstfunktion: als Ermöglichung des Glaubens in der Gemeinschaft. Darauf zielt auch die individuell-persönliche Identifikation mit dieser Kirche. Darin ist dem einzelnen Mündigkeit nicht nur zuzubilligen, er sollte sie geradezu entfalten. Niemand kann die Identifikation dieser Art jemals vollständig leisten.

Wie sehr hier eine grundsätzliche und kritische Identifikation mit der Kirche gefragt ist, erhellt z. B. aus dem Lehrschreiben der deutschen Bischöfe an alle, die mit Lehraufgaben in der Kirche betraut sind, in dem sie auf Irrtümer des kirchlichen Lehramtes sowie auf die Notwendigkeit von Entscheidungen ohne letztgültige Sicherheit hinweisen³.

Hier ist eine Offenheit festzustellen gegenüber einer Haltung, die in Einzelfragen eine Identifikation mit der Kirche vollzieht, ohne sich mit jeder Entscheidung des kirchlichen Amtes identifizieren zu müssen. Auf eine kurze Formel gebracht lautet die Konsequenz: Wenn die kritische Einstellung bestimmten Äußerungen des Lehramtes gegenüber aus der Haltung eigentlicher Identifikation mit der Kirche und aus Interesse an ihr geschieht und nicht aus jenem Desengagement, in dem man sich einfach passiv zurückzieht, da ist sie m. E. nicht nur zu tolerieren, sondern einfach zu fordern. Man kann die Kirche wahrscheinlich nie richtig lieben, wenn man nicht auch an ihr leidet. Aber man leidet auch an ihr nur richtig, wenn man sie in ihrer eigenen und eigentlichen Mission liebt und mitzutragen versucht.

³ Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz im Jahre 1967: „An diesem Punkt ist ein schwieriges Problem nüchtern zu besprechen, das bei vielen Katholiken von heute mehr als früher entweder ihren Glauben oder ihr unbefangenes vertrauensvolles Verhältnis zum kirchlichen Lehramt bedroht. Wir meinen die Tatsache, daß der kirchlichen Lehrautorität bei der Ausübung ihres Amtes Irrtümer unterlaufen können und unterlaufen sind ... Was einen Irrtum und eine Irrtumsmöglichkeit in nichtdefinierten Lehraußen der Kirche, die selbst wiederum von sehr verschiedenem Verpflichtungsgrad sein können, angeht, so ist zunächst einmal nüchtern und entschlossen zu sehen, daß das menschliche Leben schon ganz im allgemeinen auch nach ‚bestem Wissen und Gewissen‘ aus Erkenntnissen leben muß, die einerseits theoretisch als nicht absolut sicher erkannt werden, und doch ‚hier und jetzt‘, weil vorläufig nicht überholbar, als gültige Normen des Denkens und Handelns zu respektieren sind. Jeder Mensch weiß das aus seinem konkreten Leben heraus; jeder Arzt in seiner Diagnose, jeder Staatsmann in seiner politischen Situationsbeurteilung und der darauf aufbauenden Entscheidung weiß um diese Tatsache. Auch die Kirche kann in ihrer Lehre und Praxis sich nicht immer und in jedem Fall vor das Dilemma stellen lassen, entweder eine letztverbindliche Lehrentscheidung zu fällen oder einfach zu schweigen und alles der beliebigen Meinung des einzelnen zu überlassen ...“.